

(Nachdruck verboten.)

22]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Otto sah wieder auf Magda, auf deren Antlitz ein leises Not lag. Ihre Umgebung und vor allem ihren Mann hatte sie im Augenblick völlig vergessen.

Wie sie den Schäfer, den Vorleser, ansah! Die Hände so fromm im Schoß gefaltet!

Rein, noch ist das nicht das Rechte, sagte sich Otto, sie schaut noch zu sehr wie ein Kind auf den Herrn Lehrer.

Und Schäfer? Der merkte gar nichts, der war ganz und gar bei den albernen Versen. Vielleicht macht er sich nichts aus dem Genre Magdas, so wenig wie ich.

Otto musterte seine Frau aufmerksam. Sie hatte auch wirklich nichts „Anregendes“, Sinnliches. Ein Jammer! Fast ärgerte ihn das wegen des — schönen Plans. Es konnte ja aber noch werden. Es würde noch eine Weile regnen, da gab es viel Gelegenheit, sich zu verlieben, wenn man so den ganzen Tag auf einander angewiesen ist. Er wollte schon das Seine thun.

Otto rieb sich die Hände, doch ganz leise, um die beiden nicht zu stören.

Schäfer hatte sich wirklich sehr in Eifer gelesen. Es geschah ihm bei Verlaine allerdings stets, aber er spürte doch auch sehr genau, welche gute, begeisterte Zuhörerin er in Magda hatte, wie ihre Seele sich langsam aus ihrem Versteck hervortragte, die Augen aufschlug und staunend, verlangend in das neue Land blickte, das sich ihr aufthat in dieser Nacht.

Plötzlich sah Schäfer sie an. Ja, da stand sie, ihre Seele, ganz war sie herausgetreten aus dem Verborgenen und sah aus großen Augen.

Magda wurde glühendrot, und husch, nun war sie wieder verschwunden, die treue Seele. Schäfer that, als hätte er nichts gemerkt und las weiter. Otto lächelte dünn. Das hatte der Federführer nicht schlecht gemacht. Aber jetzt war Magda auf der Hut. Schäfer spürte, er hatte sie erschreckt, heute würde die Seele so bald nicht wieder hervorkommen. Er schloß das Buch, der Hauptreiz war vorbei.

Magda verabshiedete sich gleich darauf. Sie wollte allein sein und nicht noch gleichgültiges Gerede mit anhören.

In ihrem Schlafzimmer stand sie lange am Fenster, an dem der Regen langsam, leise niederrieselte.

Sie dachte eigentlich an nichts Bestimmtes, nur die Verse summtun ihr unaufhörlich durch Kopf und Herz:

Es weint mein banges Herz,
Wie dort die Wolken thranen.
Was für ein Sehnsuchtschmerz
Erfüllt mein banges Herz?

Langsam, wie im Tann dieser Rhythmen, ging sie zu Bett. Möglich sagte sie ganz laut:

Es weint mein banges Herz,
Wie dort die Wolken thranen . . .

und weinte in die Kissen.

Sie mußte selbst nicht warum. Doch, ja, der Verlaine, der hatte es ihr angethan.

Leise rieselte der Regen.

V.

Es regnete.

Nach Tisch machte sich Doktor Schäfer fertig, um auf Entdeckungsreisen in das Dorf zu gehen.

„Hast Du auch Insektenpulver bei Dir?“ fragte Otto.

„Nanu? Wozu denn?“

„So seid Ihr Schriftsteller! Aus Allernötigste denkt Ihr überhaupt nicht. Wegen der Flöhe, lieber Schäfer!“

„So schlimm wird's schon nicht werden. Du übertreibst.“

„Darauf wollen wir sprechen, wenn Du wiederkommst. Thu mir jedenfalls den Gefallen und zieh Dich erst oben um, bevor Du hier wieder erscheinst, denn mich liebt das Ungeziefer geradezu schwärmerisch.“

Schäfer wurde es doch etwas ungemütlich. Daran hatte er in der That nicht gedacht. Aber er wollte sich nicht abschrecken lassen durch solche „Kleinigkeiten“. Was thut man nicht alles für die Kunst.

Otto sah mit Vergnügen sein Unbehagen. „Bind' Dir 'nen wollenen Lappen vorn auf die Brust. Das hat mir mal mein Formermeister geraten. Das ist wie 'ne Falle für das Zeug. In Wolle ziehn sie sich mit Vorliebe, und wenn sie erst dort sind, können sie nicht so leicht wieder weg von wegen der Wolle, sagt mein Formermeister, der davon unzweifelhaft mehr versteht als wir beide. Nachher wirft man den Lappen ins Feuer und ist die Tierchen los.“

„Meinst Du wirklich?“

„Kannst es ja heute für den Anfang erst ohne das probieren. Erst morgen mit dem wollenen Lappen, wenn Du dann überhaupt noch Schneid hast.“

„Du zweifelst wohl?“ Nun war Schäfer fest entschlossen, sich nicht abschrecken zu lassen.

„Ich wart's ab!“

Schäfer ging aber doch erst noch einmal auf sein Zimmer und behandelte sich ausgiebig mit kölnischem Wasser in der stillen Hoffnung, daß diese Tierchen diesen Geruch nicht vertragen könnten und seine Person deshalb meiden. Fliegen haben viel feinere Augen als wir Menschen, kalkulirte er, warum sollen Flöhe nicht viel empfindlichere Geruchsnerben haben als wir. Eigentlich eine gewagte Annahme, gestand er sich selbst, wenn man bedenkt, in was für Gerüchen sich diese Lebewesen aufzuhalten pflegen. „Nehmen wir es zu meinen Gunsten aber doch mal an. Was hofft der Mensch nicht alles, wenn er in Not ist.“ Er konnte schließlich ja auch zu jeder Zeit ausreifen, wenn es gar zu arg wurde.

Er schlenderte eine Weile prüfend durch die Gassen, den Ueberzieherfragen hochgeschlagen wegen des Regens. Der Regen genierte ihn aber nicht weiter, da ihm ja wohl Schlimmeres bevorstand. Der bosshafte Otto! Hätte er ihn nicht gerade so gut unwissend und „tumb“ in die Gefahr gehen lassen können?!

Er sah sich die einzelnen Häuser sehr aufmerksam an. Einen sehr Vertrauen erweckenden Eindruck, was Reinlichkeit anging, machten sie nicht. Was mochten in ihnen allein schon für Gerüche haufen! Für den Anfang wollte er sich jedenfalls ein Haus aussuchen, in dem ein paar Fenster offen standen. Aber er fand keins trotz alles Suchens. Frische Luft war offenbar nicht sehr begehrt. Jetzt bemerkte er einige Weiber hinter den Fenster Scheiben, die ihn neugierig musterten. „Werd' mich doch vor denen nicht lächerlich machen!“ Kurz entschlossen trat er in das erste Haus, das vor ihm lag. Den Ueberzieherfragen ließ er hoch. Vielleicht schützte es auch noch vor etwas anderem als Regen! Der Hausgang, in den er eingetreten, war völlig finster, da Schäfer als gebildeter Mensch die Hausthür hinter sich sorgfältig wieder geschlossen hatte; und anderswoher bekam der Gang kein Licht. Er stand erst einen Augenblick stumm und steif in dem Gang und kam sich reichlich dumm vor. Dann entschloß er sich aber doch, da niemand kam, tappte zur Hausthür zurück und öffnete sie ein wenig, daß er etwas erkennen konnte.

Den Ueberzieherfragen hoch, die Hände fest in den Taschen, räusperte er sich.

Nichts rührte sich. Da drüben war ja wohl eine Thür. Vorsichtig tastete er sich dahin und klopfte. Alles blieb still. Er klopfte lauter. Ohne Erfolg. Nun trat er ein. Niemand war im Zimmer. Nur eine Kasse lag schlafend hinter dem Ofen. Jetzt rechte sie sich, gähnte und kam langsam auf ihn zu. Er schnüffelte derweil vorsichtig in das Zimmer. Gut war die Luft ja unbedingt nicht. Aber es ließ sich zur Not ertragen, zumal er so stark nach kölnischem Wasser duftete.

Die Kasse strich ihm schmeichelnd, schmurrend um die Füße. Das war nett. Schäfer streichelte sie erfreut.

Er sah sich um. Ein hölzerner Tisch mit drei hölzernen Stühlen davor, eine lange, hölzerne Bank an der einen Wand in der Nähe des Ofens und eine große, buntbemalte Wanduhr, das war alles.

Angst vor Dieben hatten die Hausbesitzer nicht. Doch was sollte man hier auch stehlen? Die alte, bunte Wanduhr, die nicht einmal ging, war wohl der einzige Wertgegenstand.

Was nun? Er suchte ja doch Menschen?

Da drüben befand sich noch eine Thür. Vielleicht gab es hinter ihr Menschen. Er horchte. Alles still. Er klopfte. Es kam keine Antwort. Er räusperte sich. Diesmal gleich

laut und vernehmlich. Nur die Kage schmurzte. Ein ganz verwünschtes Haus!

Leise öffnete er die Thür. „Ah, pardon, ich wußte nicht... ich wollte nicht stören!“

Die Alte dort in ihrem Bett schien nichts zu hören. Sie lag ganz ruhig mit geschlossenen Augen. Schließ sie so fest? Er betrachtete sie. Ruffte die alt sein! Münzel an Münzel! Der Kopf ausgedörrt wie ein anatomisch präparierter Vogelkopf. So was Altes, Zerfallenes hatte er noch nie gesehen. Sie lag immer noch mit geschlossenen Augen auf den Kissen. Am Ende war sie tot?

Schon wollte er sich zurückziehen, da thaten sich die Augen langsam auf. Wie sonderbar das ansah. In diesem mumienhaften Gesicht auf einmal die kleinen, blauen Augen, die zur Decke starrten.

„Verzeihen Sie,“ stammelte Schäfer.

Die Alte bemerkte ihn immer noch nicht.

Er fuhr mit der Rechten zum Kneifer, der zu rutschen anfang. Durch die Armbewegung wurde die Frau aufmerksam. Nun sahen die Augen langsam auf ihn hin, aber ohne daß sich der Kopf auf den Kissen irgendwie bewegte. Unheimlich. Plötzlich fuhr ihr Oberkörper mit einem Ruck in die Höhe. Schäfer erschrak förmlich. Er hatte nicht erwartet, daß sie dazu noch fähig sei.

„Ach Herrjesses, acht Herrjesses,“ kam es von den Lippen der Alten.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich hier eingedrungen bin.“

„Ach Herrjesses, Herrjesses!...“ Auf einmal lachte sie. — „Ich war e wint eingeschlaf. Sein Se nur nit böß.“

Sonderlich erstaunt über den Eindringling schien sie nicht.

„Komme Se doch e wint näher!“ sagte sie jetzt.

Schäfer that es mit Vorsicht.

„Belle Se, Sie komme aus der Stadt?“

„Das nun nicht.“

Aber sie verstand ihn nicht, sie fuhr gleich fort: „Ja, ja, die vornehme Herrschafte, all die vornehme Herrschafte besuche mich!“

Nun hatte sie offenbar alle Gedanken wieder beisammen. „Also zweihundneunzig bin ich alt.“

„Zweihundneunzig?!“

„Ich harwe noch die Franzose hier erlebt, die Barlezbons!“

Sie schweig einen Augenblick erwartungsvoll. „Sie lache ja gar net? Die annern Herrschafte lache immer, wann ich das sag!“

Schäfer fühlte sich verpflichtet, zu lächeln, wenn er auch eigentlich nicht recht einsah, weshalb. Sie ist wohl nicht mehr ganz bei Verstand, dachte er.

„So komme Se doch noch e wint näher, daß mer sich besser versteh kann, ich hör' net gut.“

Schäfer that es zögernd.

„Hierher! Da stehn die Herrschafte immer, wann se mich besuche!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An der Lebensmittelquelle Berlins.

Es ist noch früh am Morgen. Das wie ein bläusender Strom dahinlutende Verkehrsleben Berlins schläft noch. Nur am Alexanderplatz hört man das Geklingel von Straßenbahnen, das Rasseln von Wagen, Pferdegetrappel, und sieht man, in fast ununterbrochenen Trupps, Fußgänger dahineilen. An dieser Verkehrscentrale erstirbt das Leben der Weltstadt nie. Wenn die letzten Omnibusse sich gekreuzt haben und schläfrig das Depot aufsuchen, kommen bereits die ersten Nachtwagen der Knieschen Omnibus-Compagnie von der Dilowstraße her angerollt, und wenn der letzte Nachtwagen der Großen Berliner die Haltestelle passiert hat, kommen schon die Frühwagen vom Kreuzberg, aus dem Osten oder aus dem Norden.

Zumitteln des halbdunklen Places, auf welchem sich Gaslicht und der dämmernde Morgen um die Vorherrschaft streiten, haben die Arbeiter am Straßenbahngleise den Asphalt aufgerissen; die roten flackernden Benzinflammen, bei deren Beleuchtung sie arbeiten, vergrößern die Schatten zu riesigen Ungethimen. Rechts und links sollen immerwährend Droschkeln und Transportwagen vorüber, eine Kolonne Straßenreiniger marschirt nach gethaner Arbeit vorbei, die verspäteten Nachtschwärmer, die erst unter den Passanten vorherrschten, verlieren sich, und vorbeifahnen große Gruppen von Arbeitern, die, aus dem Osten kommend, sich eilig nach dem Centrum an ihr Tageswerk begeben.

Dort liegt der Stadtbahnhof. Noch ruht der Verkehr. Es kann noch zwei Stunden dauern, ehe von Westend und vom Schleißchen Bahnhof her die ersten Züge heranpassen, um die ununterbrochene Kette des Berliner Stadtbahn-Verkehrs zu eröffnen, der vom Morgen bis in die Nacht hinein Zehntausende von Menschen auf den Alexanderplatz hinauspeilt. Jetzt liegt der Bahnhof still da, in dem ungewissen Halbdunkel der Morgendämmerung wie ein kolossales schlafendes Ungeheuer erscheinend, mit dem geöffneten dunklen Rachen nach dem Platz.

Um den Bahnhof hastet bereits ein lautes Leben. Unaufhörlich biegen in die Straße An der Stadtbahn in scharfem Trab die Geschirre der Schlächter ein, leicht erkenntlich nicht nur an der Form des Wagens und den weißen, langen Schürzen der Leute, sondern auch an den sinken Pferden. Schwerefüßig schieben sich dazwischen plangedeckte Bauernwagen, deren staubigen, ermüdeten Pferden man ansieht, daß sie, weit herkommend, wohl die ganze Nacht gelaufen sind. Auch schwer mit Säcken und Körben beladene Handwagen kommen daher und trotzdem es noch fast dunkel ist, herrscht an der Stadtbahn ein solcher Wagenverkehr, daß man sich schleunigst auf das Trottoir retten muß, soll einem nicht ein Unglück zustößen. Die Buden und größeren Restaurants an der Häuserfront sind bereits oder noch hell erleuchtet. Es wimmelt darin von Gästen, die rasch ein Stühelchen leeren, eine Tasse Kaffee, eine Stulle verzehren. Auch einzelne Läden, in denen allerlei Bedarfsartikel verkauft werden, Ein- und Verkaufsgeschäfte haben bereits geöffnet. Verrittene und Fußgänger stehen umher und über die Straße rennen geschäftig Fleischer und Fleischergesellen, Marktfrauen, Lastträger, Händler aller Art, und ihr gellenbes „Vorsicht“, „Achtung“, zwingt uns fortgesetzt auszuweichen. Zudem wir weiter gehen, scheint sich plötzlich der ganze Verkehr wie vor einem riesenhafte unüberwindlichen Hindernis zu stauen. Die Wagen füllen den ganzen Fahrdamm. Von der Ecke der Münzstraße durch die ganze Kochstraße, unter dem Stadtbahnbogen her, die ganze Neue Friedrichstraße durch bis über die Straße Spandauerbrücke und tief in die Klosterstraße hinein, durch die Kaiser Wilhelmstraße bis zur Münzstraße, um das Panorama herum, die Goutardstraße hinunter an der Stadtbahn entlang stehen nicht Hunderte, nein, Tausende von Lastwagen, Bauern-Planwagen, Obst- und Gemüse-Transportwagen und vorhergehend Fleisch-Transportwagen. Sie stehen so dicht beisammen, daß sie die Fahrdämme der sämtlichen bezeichneten Straßen gänzlich füllen, so daß ein Ginein- oder Herausfahren absolut unmöglich zu sein scheint. Es ist denn auch nur langsam und mit großer Vorsicht möglich. Die Kutscher toben und fluchen, aber es geht schließlich doch, und so wickelt sich durch die frühen Tagesstunden, von morgens vier bis sieben Uhr, hier der großartige Verkehr ab, der das ewig gleiche Vorbild für die tägliche Lebensmittel-Versorgung Berlins ist. Denn inmitten dieses Lärms der an- und abfahrenden Wagen, der rufenden und fluchenden Wagenlenker, der die Rinderviertel und Schweinehälften schleppenden Fleischergesellen, der Hunderte von Körben und Säcken schleppenden Lastträger, der Gemüse- und Fruchthändler, der Agenten, der Kaufleute, der Marktfrauen, der müßigen Gaffer liegen in massiger Ruhe zwei riesige Hallen, die Central-Markthallen, keine Prunkbauten, aber doch von der größten Wichtigkeit für das tägliche Leben Berlins.

Es ist außerordentlich schwierig, von dem bewegten Treiben in der Central-Markthalle, in welcher sich der Engros-Verkehr abwickelt, ein kurzes, pades und dabei doch erschöpfendes Bild zu geben. Innerhalb der Halle ist der Lärm womöglich noch größer als auf den angrenzenden Straßen. Wir versuchen von der Neuen Friedrichstraße einzutreten und zwar in den Teil, in welchem sich die Stände der Engrosschächter befinden, die die Häften und Viertel der von ihnen auf dem Central-Schlachthof an der Eldenaerstraße geschlachteten Rinder, Schweine und Hammel hierher geschafft haben und nun zum Verkauf bringen. Eintreten, das ist nicht so leicht gethan wie gesagt. Die ganze Einfahrt und der breite Durchgang zwischen den Ständen der Fleischer in der Halle ist von Fleisch-Transportwagen tatsächlich belagert. Es wäre lebensgefährlich, sich zwischen sie zu wagen. An den Seiten aber macht die lange Reihe der Fleischträger, die schwer beladen daherleuchten und draußen, die Ramen der Ladenschächter abrufend, deren Fuhrwerke suchen, den Eintritt fast unmöglich. Wenn wir uns dennoch durchgedrängt haben, heißt es, sich rasch vorwärts zwingen, denn aus allen Gängen eilen die Fleischträger hervor, überall wird an den Ständen geprüft, gehandelt, so daß ein Aufenthalt zu dieser Zeit unmöglich ist. Dasselbe Bild bietet sich in den übrigen Teilen der Halle, die dem Obst-, Gemüse-, Fisch- usw. Verkehr überlassen sind. Fortwährend läuft man Gefahr, von einem beladenen Handwagen angefahren oder einem Lastträger umgestoßen zu werden. Dieses ungeheure Leben, dieser ohrenbetäubende Lärm, dieses Menschengewirr, dieses Hin- und Herastellens der Wagen, während seitwärts, unter den Stadtbahnbögen, immerwährend von der Bahrampe die hoch mit Körben und Kästen beladenen Fahrstühle herabstauen, macht eine Einzelbetrachtung vorläufig nicht möglich. Die Lebensmittelversorgung der Millionenstadt vollzieht sich mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit in diesen wenigen Morgenstunden. Bereits um 7 Uhr strömen die Berliner Hausfrauen, die Frau des Proletariers so gut wie die des Bourgeois, in die Central-Detail-Markthalle wie in die Bezirks-Markthallen der einzelnen Stadtteile. Erst wenn der Detailverkauf beginnt, wird es ruhiger in dem Engrosbetrieb. Das Wagenheer hat sich größtenteils nach allen Richtungen aufgelöst, auch in

der Halle läßt der Verkehr noch und es ist dann möglich, das Getriebe im einzelnen zu betrachten.

Für die kleine Stadt genügt der Wochenmarkt, auf welchem die für den Haushalt notwendigen Waren zusammengekauft werden; wenn der Wochenmarkt ungünstig ausfällt oder die Zufuhr an Lebensmitteln gering war, vermag auch dieser Umstand besonders große Schwankungen in den Lebensmittelpreisen nicht hervorzurufen, denn des Bauern Wirtschaft ist nahe genug, um durch Zufuhr den Mangel zu beseitigen. Ganz anders in der Riesengroßstadt mit ihrem ungeheuren Wauche, der zu seiner Füllung enorme Quantitäten gebraucht. Je größer die Stadt und ihre Einwohnerzahl, desto weiter müssen auch die Lebensmittel herbeigeschafft werden, denn am Weichbild der Großstadt liegt nicht die Bauernwirtschaft, sondern das Fabrik- oder Arbeiterdorf. Deshalb ruft hier das Ausgehen irgend eines notwendigen Artikels sofort Preissteigerungen hervor, die sich in den fortwährend schwankenden Preisen der Händler äußern. Die Organisation der Lebensmittelversorgung ist deshalb, je größer die Stadt, eine um so wichtigere Frage, und bereits frühzeitig haben sich die Großstädte mit ihrer Lösung befaßt. Sie stellten sich dar in der Errichtung von Markthallen. Die Markthalle war die Centralisation der Lebensmittelversorgung, die städtische Organisation des Zwischenhandels, um thätlichst der Verteuerung der Produkte vorzubeugen, die Ermöglichung der raschen und frischen Wareneinfuhr an den Konsumenten und einer wirksamen gesundheitspolizeilichen Ueberwachung der Waren.

Die ersten Markthallen, die Halles centrales, wurden bereits 1811 in Paris gegründet. Die Gesamtanlage bedeckt heute eine Fläche von etwa 44 000 Quadratmeter, die Bau- und Grunderwerbskosten haben rund 50 Millionen Frank betragen und die jährlichen Verwaltungskosten erreichen etwa 200 000 Frank. In London ist das Markthallenwesen in seiner heutigen Form der Hauptsache nach Privilegium der City.

In Berlin wurde 1881, nach Vollendung der Stadtbahn, die Markthallenfrage energisch in die Hand genommen. Man hatte von andern großen Städten gelernt und hielt sorgfältig die Wille. So wurde eine allzu starke Centralisation vermieden, dagegen sorgte man für unmittelbaren Bahnanschluß und kauf so die Verbindung für rasche und frische Lebensmittelzufuhr. Die Verwaltung und die Verteilung von Groß- und Kleinmarkt wurde so geordnet, daß die Einrichtungen von London sowohl als Paris nutzbar gemacht worden waren. Die Central-Markthallen am Alexanderplatz können nur in Verbindung mit den vierzehn Klein-Markthallen in den verschiedenen Stadtteilen betrachtet werden. Zunächst, vor ihrer baulichen Errichtung, umfaßte die Central-Markthalle, den Eisenbahnviadukt eingeschlossen, 11 600 Quadratmeter Grundfläche, dazu noch Galerien mit insgesamt 4300 Quadratmeter Fläche. Aber obwohl auch die Stadtbahnviadukte hinzugenietet worden waren, genügte diese Raumfläche der wachsenden Lebensmittelzufuhr der Riesengroßstadt nicht. 1891 mußte der Erweiterungsbau in Angriff genommen werden, der lediglich dem Großhandel dient. Der neue Teil umfaßte noch 9 200 Quadratmeter Grundfläche und 1970 Quadratmeter Kellerräume. Er kostete 5 Millionen M., darunter allein 2 200 000 M. Baukosten, während der ältere Teil 4 600 000 M., darunter 2 250 000 M. Baukosten verschlungen hat. Bei den 14 Kleinmarkthallen, die zum Teil in die Häuserviertel eingebaut sind, schwankt die bebante Fläche zwischen 3 000 und 9 000 Quadratmeter und 1 100 000 M. bis 3 050 000 M. Bau- und Grunderwerbskosten.

Aber trotz ihrer Ausdehnung vermögen die Baulichkeiten der wachsenden Bevölkerung kaum zu genügen. Mit jedem Jahre der Bevölkerungszunahme wächst auch der Konsum und ein Betreten der Central-Engros-Markthalle, an ihren verkehrsreichen Tagen, wie wir es oben geschildert haben, liefert den Beweis der Notwendigkeit einer neuerlichen Markthallen-Vergrößerung oder eines Neubaus an anderer Stelle.

(Schluß folgt.)

kleines Heuiletton.

- Jagd auf wilde Kamele. In einem Reisebriefe S wen G ed i n s, datiert aus Uddat, 20. Juni 1900, den „Die Umschau“ (Frankfurt a. M.) veröffentlicht, heißt es: Das Wasser der Jardang-Quelle ist bitter, salzig, aber unterhalb der Quelle lag es gefroren in großen Eischollen, frei von Salz und so bequem da, daß wir leicht ein paar Kamele damit beladen konnten. Dank dieser Quelle konnten wir somit mit neuem Vorrat in das Flußbett hinabsteigen, und wir folgten diesem dann in östlicher Richtung sechs Tage lang — die Entfernung, die wir zu durchmessen hatten, um nach der nächsten Quelle, Altimisch-bulak, zu kommen.

In der Gegend, die wir jetzt durchwanderten, kamen wilde Kamele in großer Anzahl vor, und wir sahen und beobachteten sie täglich durch unsere Ferngläser. Sie halten sich längs des Fußes der Berge und in der Wüste auf, begeben sich aber von Zeit zu Zeit zu den schirmenden Quellen, um zu trinken und zu grasen. Es gewährt einen herrlichen Anblick, wenn man eine solche Herde, nachdem man ihr den Wind abgesehen, unvermutet überrascht. Die Karawane mußte, während unsre Jäger sich an die Tiere heranschlichen, in solchen Fällen immer Halt machen. Einige der Kamele

standen gewöhnlich aufgerichtet als Späher da, während die andren sich in liegender Stellung ausruhten. Bei Jardang-bulak, schloß der Kosak Tjernow ein prächtiges Kamel, bei Altimisch-bulak unsrer Führer Abdu-Nehim ein andres. Ich meinerseits zog es vor, mit einem starken Fernrohr bewaffnet ihre Bewegungen zu beobachten — es liegt ein märchenhafter Glanz über diesen gewaltigen, stattlichen Tieren, an deren Existenz die Gelehrten bis in die neueste Zeit hinein gezweifelt haben. Es erweckte mein Staunen, daß wir diese Tiere immer nur in den unwirtlichsten, steriliten und wasserärmsten Wüsten antrafen, wo wir mit unsren zahmen Kamelen Gefahr liefen, vor Durst umzulommen; und doch finden sie nur in solcher Umgebung ihr Fortkommen und sind so scheu, daß sie, wenn sie in weitenweiter Entfernung eine Karawane wittern, Tage und Nächte lang fliehen und man nur aus den frischen Spuren ersehen kann, daß sie erst ganz kürzlich aufgedrungen waren. Wunder schön ist auch der Anblick einer durch unsre Annäherung oder noch vielmehr durch einen Büchsen schuß erschreckten fliehenden Herde. Sie sehen sich nicht um, sie fliehen bloß und sie fliegen über die Wüste dahin wie der Wind und verschwinden in einigen Minuten am Horizont, um erst wieder Halt zu machen, wenn sie sich ganz sicher fühlen, weit, weit hinten im Sande. Es giebt sowohl Mongolen wie Mohammedaner, die nur von der Jagd auf wilde Kamele im Kurul- und weiter östlich davon gelegenen Gegenden leben. Es war für mich ein großer Gewinn, daß ich gerade einen solchen Jäger, Abdu-Nehim, traf, der uns seine neun Kamele vermietet und der selbst, nachdem er seine Scheweiter nach dem Dorfe Dural, am unteren Tarim, begleitet hatte, wo sie einem Manne von Tursan anverlobt worden war, in seine Heimat in den Bergen zurückkehren sollte. Er besaß eine erstaunliche Kenntnis der ganzen Gegend und gab mir viele Auskünfte von allergrößtem Wert. Diese Jäger sind auch mit den Gevohnheiten und dem Leben der wilden Kamele durch und durch vertraut. Sie jagen die Weibchen nur während der Brunstzeit, wo die Männchen mörderische Kämpfe um ihre Günst ausfechten. Der Stärkste ist der Herrscher und kann mitunter mit fünf bis sechs Weibchen umherwandern, während die Besiegten, die fürchterliche Wunden davontragen und denen oft große Stücke Fleisch an den Seiten herausgerissen sind, einsam und verschmäht in der Wüste leben und sich den Familienherden nicht zu nahen wagen, wahrscheinlich aber doch der Hoffnung auf besseres Glück das nächste Mal leben. Die Wüste gewinnt durch ihr Erscheinen bedeutend an Leben, und die Männer werden ganz wild, sobald mir der Ruf erkallt: „Java tuga“ (wilde Kamele)! Einer unsrer Jäger verfolgte einmal ein großes schwarzes Männchen, das einen Schuß in das Bein erhalten hatte, aber in südlicher Richtung weiterhinkte, volle zwanzig Stunden und kam milde und durstig zurück, ohne daß es ihm gelingen war, das Tier wieder in Schußweite zu bekommen. —

Litterarisches.

a. Der „Mitarbeiter“. Ueber die eigentlich merkwürdige Thatsache, daß Schriftsteller sich associieren, um Romane und Theaterstücke zu fabrizieren, ganz als handelte es sich um den Verkauf von Tuchen, Weinen oder Schwaren, plaudert der Theaterchroniqueur eines Pariser Blattes: Heute arbeiten schon eine ganze Anzahl französischer Autoren allein; so zeichnen Lavedan, Donnay, Drienz, Germant, Marcel Prévost, de Curel, Capus und Feydeau fast immer ihre Werke ohne Mitarbeiter. Früher gab es dagegen nur wenige dramatische Autoren, die es ebenso hielten, und von den Vaudevillisten vereinigten sich sogar fünf oder sechs alle Abende im Café des Variétés, um an allen Stücken zusammen zu arbeiten, die in den damaligen Pariser Genretheatern gespielt wurden. Es kam vor, daß die Autorrechte eines einaktigen Vaudevilles in sieben Teile geteilt wurden! Alexandre Dumas fils war dagegen einer der Alleingänger der dramatischen Kunst, und wenn er einen Mitarbeiter nahm, ließ er ihn allein zeichnen. Auch Sardou liebt es nicht, neben seinem Namen den eines andren zu sehen, und doch war gerade „Cyprienne“ Sardou und Rajac und „Madame Sans-Gêne“ Sardou und Moreau gezeichnet; aber wenn man heute von diesen beiden Werken spricht, so citiert man als Autor nur immer den berühmten der beiden. Scribe hatte eine Myriade Mitarbeiter, die man aber, abgesehen von dem fast hundertjährigen Dupin, den sein Alter berühmt gemacht hatte, kaum erwähnt. Scribe war eitel, und wenn er sich dazu herbeiließ, die Ideen seiner Kollegen zu benutzen, so geschah dies unter der Bedingung, daß diese sich klein, ganz klein machten. Daher sagte Scribe auch niemals „unser“ Stück, sondern stets „mein“ Stück. Auch Alexandre Dumas père hatte bekanntlich sehr viele anonyme Mitarbeiter, von denen man außer Auguste Maquet wohl keinen mehr kennt. Aber das war nicht die Schuld des weiserzigen Dumas. Die Herausgeber und die Theaterdirektoren wollten, daß sein Name allein auf den Plakaten erschiene. Man erzählt darüber folgende Anekdote: Als Paul Meurice „Aseanio“ geschrieben hatte, aus dem er später das Drama „Benvenuto Cellini“ machte, legte er seinen Roman einem großen Verleger vor; dieser sagte nach der Lektüre zu ihm: „Wenn dieses Werk, das, wie ich anerkenne, sehr interessant ist, Dumas gezeichnet wäre, würde ich sehr viel dafür zahlen.“ Meurice brauchte Geld; er suchte also Dumas auf und wiederholte ihm, was der Verleger gesagt hatte. „Leben Sie meinen Roman, teuer Meister“, sagte der junge Mann hinzu. „Was, habe ich Zeit zum Leben?“ schrieb der berühmte Schriftsteller. „Das ist von Ihnen geschrieben, das muß also gut geschrieben sein. Sie wünschen meinen Namen? Es macht mir ein großes Ver-

gütigen, ihn Jhnen zu leihen!" Und er zeichnete das Werk. Es wurde ein großer Erfolg. Einige Monate später fand ein Freund von Dumas ihn eifrig beschäftigt, "Ascanio" zu lesen. "Was lesen Sie denn da, was Sie so sehr zu interessieren scheint?" fragte er. Und Dumas antwortete mit seinem gutmütigen Lächeln: "Ascanio". Einen Roman von mir, den ich noch nicht kenne, aber ich finde ihn sehr schön!"

Physiologisches.

Die Mittel, zwischen zwei verschiedenen Tieren Blutsverwandtschaft nachzuweisen, sind vorzugsweise morphologischer Natur, der Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Paläontologie entlehnt; nur in beschränktem Grade sind außerdem die unständlichen Kreuzungsversuche für diesen Zweck zu verwerten. Dr. Friedenthal in Erlangen schlägt nun im "Arch. für Anat. und Physiol." ein neues, leicht ausführbares Experiment, nämlich die Mischung des Blutes von dem einen Tier mit dem Blutserum des andern für die Feststellung der Verwandtschaft vor, da, wie bereits längere Zeit bekannt ist, die Blutkörperchen nur mit dem Serum von Tieren derselben Art oder sehr nahe verwandter gemischt werden können, vom Serum fremder Tiere jedoch aufgelöst werden. Bisher ist die Fähigkeit, durch Blutserum fremde Blutkörperchen aufzulösen, nur bei den Wirbeltieren nachgewiesen, und zwar bei Fischen, Amphibien, Reptilien, Vögeln und Säugetieren. Die Mehrzahl der Versuche sind an Säugetieren angestellt, wenn auch selbst hier noch große Lücken existieren. Es stellte sich heraus, daß innerhalb derselben Familie das Blut keine merklichen Unterschiede aufweist, daß dagegen die einzelnen Unterordnungen und noch mehr die Ordnungen eine Blutmischung nicht mehr gestatten. Hasen und Kaninchen gestatteten ausgiebige Blutvermischung; dagegen löste Kaninchen Serum die Blutkörperchen des Meerschweinchens und umgekehrt. "Also getrennte Familien, gesondertes Blut". Pferdeserum löste nicht Heselblutkörperchen, hingegen die Erythrocyten von Kaninchen, Meerschwein, Kalb, Lamm und Menschen. Hund, Fuchs und Wolf gestatteten ausgiebigen Blutaustausch, während Hundblutkörperchen von Kaninchen aufgelöst wurden. In der Ordnung der Primaten waren bisher noch keine vergleichenden Blutuntersuchungen angestellt. Aus den Transfusionsversuchen wußte man nur, daß Blut von Lamm, Hammel, Schwein, Pferd und Hund das Menschenblut nicht ersetzen könne. Mit Menschenblutserum zahlreich ausgeführte Mischungsversuche ergaben, daß es die Blutkörperchen des Kalb, des Froschs, der Ringelnatter, der Kreuzotter, der Taube, des Haushuhns, des Nachtreihers, des Pferdes, des Schweins, des Munds, des Kaninchens, des Meerschweinchens, des Hundes, der Katze und des Igels auflöse. Ebenso wurde gelöst das Blut von einigen niederen Wirbeltieren. Erst unter den anthropomorphen Affen fanden sich so nahe Verwandte des Menschen, daß die Blutarten als identisch angesehen werden können. Die Blutkörperchen vom Orang-Utang und vom Gibbon wurden von Menschenserum nicht gelöst und einem Schimpanse konnte Menschenblut transfundiert werden, ohne daß irgend eine Störung im Gesamtbefinden oder in der Beschaffenheit des Harns eintrat. Wenn auch die Zahl der Versuche, welche an anthropomorphen Affen angestellt werden konnten, noch sehr gering ist, so geht doch aus ihnen so viel mit Sicherheit hervor, daß keine der untersuchten Blutarten der Tiere physiologisch dem Menschenblut so nahe steht wie das Blut der anthropomorphen Affen. Es ist wohl kein Zufall, daß von den meisten der Tiere, welche identische Blutarten aufweisen, bekannt ist, daß sie fruchtbarere Kreuzung der Arten gestatten: Pferd und Esel, Gase und Kaninchen, Hund und Wolf bringen lebende Blendinge zur Welt. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, festzustellen, ob nicht die Möglichkeit der Erzeugung lebender Mischlinge mit dem Ergebnis der Blutreaktion in der Weise zusammenfällt, daß nur solche Tiere sich fruchtbar kreuzen können, deren Blutarten sich nicht gegenseitig auflösen. — (Mösch. Allg. Btg.)

Bergbau.

ss. Ein Kapitel vom unterirdischen Wetter, so hätte man einen Vortrag nennen können, der von dem englischen Ingenieur Meachen bei der letzten Sitzung des Instituts der englischen Bergbau-Ingenieure gehalten wurde. Die dabei verwerteten Erfahrungen hatte ein Bergwerk geliefert, das 15 Monate lang fest verschlossen gewesen war und nun kürzlich wieder geöffnet wurde. Dabei bot sich Gelegenheit, eine ganze Reihe eigenartiger Beobachtungen anzustellen, zunächst über dasjenige, was schon Alexander v. Humboldt als "unterirdisches Wetter" bezeichnet hat und was er sogar in einem besonderen Lehrbuch der "unterirdischen Meteorologie" wissenschaftlich beschreiben wollte. Die in der Grube eingeschlossene Luft war außerordentlich stark zusammengedrückt, so daß sie aus der ersten durch ein Bohrloch geschaffenen Oeffnung mit außerordentlicher Geschwindigkeit nach außen strömte, der Schätzung nach entwichen während der ersten 24 Stunden aus dem einen Bohrloch 1 1/2 Millionen Kubfuß Gas. Die Atmosphäre des Bergwerks hatte eine Zusammensetzung, die einen Aufenthalt lebender Wesen darin unter keinen Umständen zugelassen hätte. Die chemische Analyse ergab 84 Proz. Stickstoff, 12 Proz. Grubengas und 4 Proz. Kohlensäure, also gar keinen freien Sauerstoff. Trotz dieser gefährlichen Mischung der Atmosphäre war der Erhaltungszustand der von der früheren Grubenarbeit

zurückgelassenen Gegenstände auffallend wenig verändert. Als das Bergwerk betreten werden konnte, fand man die von den Arbeitern zurückgelassenen Nahrungsmittel und ihr Werkzeug unverfehrt. Das Brot war so trocken geworden wie Biscuit, gelochter Speck war noch so frisch, als ob er soeben an seinen Platz gelegt worden wäre, und das Wasser in den für die Pferde bestimmten Kässen war nicht verdunstet, obgleich sie von völlig trockenem Kohlenstaub umgeben waren. Vor dem Ausbruch des Grubenbrands, der den Bergbau auf so lange Zeit zum Erliegen gebracht hatte, war gerade an die Leute, die an besonders heißen Plätzen arbeiteten, Hafermehl verteilt worden, das mit dem Trinkwasser vermischt werden sollte, und dieses Mehl war noch ebenso gut, als wenn es gerade erst hinuntergeschafft worden wäre. Die Schienen und die Drahtseile waren nicht verrostet. Die in der Grube befindlichen Kleidungsstücke waren trocken und in gänzlich unverändertem Zustande. In den Pferdeställen war der Hädel ganz unverdorben, so daß ihn die Pferde sofort fraßen. Auch die Holzverkleidung des Schachts schien keine Veränderung erlitten zu haben. In den drei Monaten, die jetzt seit der Wiedereröffnung der Grube vergangen sind, sind alle Gegenstände darin stärker angegriffen worden als während der 15 Monate, in denen der Schacht geschlossen war. —

Humoristisches.

— Theaterzensur. "Direktoren, ich glaube, nächstens geht es auch uns vom Ballet an den Kragen." "Seien Sie unbesorgt, Pisi, bei den Herren oben wirkt nur die geistige Aufregung unangenehm." — "Resignation. "Jetzt schau'n S' amal Ihren Mann an, Frau Pütelberger! Vor einer Stund' hat er schon gehen wollen und jetzt kommt er noch amal mit einer Maß daher!" "Ja, wissen S', Frau Schneidbader, mei' Mann hat seine Eigenheiten; i' mag ihm aber nig einred'n, weil i' kein' Unfried'n will! In dem Fall i's beste: ruhig sein und mittrinken!" — "Widerspruch. "Na, Peter, bist Du auch bei der freiwilligen Feuerwehr?" "Dös glaub' i' — bei uns muß a' jeder zu der freiwilligen Feuerwehr!" —

Notizen.

— Der Goethebund will etwas thun. Am 10. November sollen in Weimar die Vorstände und Delegierten der verschiedenen Vereinigungen des Bunds zusammentreten. Auf die Tagesordnung soll namentlich die Frage der Theaterzensur, sowie die der Organisation des Bunds gesetzt werden. — "Ein neuer Roman von Friedrich Spielhagen "Freigeborn" erscheint demnächst bei E. Staatsmann in Leipzig. — Gerhart Hauptmanns Künstlerdrama "Michael Kramer" wird noch im November im Deutschen Theater in Scene gehen. — Björnsons "Ueber die Kraft" (II. Teil) gelangt am Sonnabend im Stuttgarter Hoftheater zur erstmaligen Aufführung. — Ein Lustspiel-Einakter "Terentete" von Otto Verti ist vom Residenz-Theater zur Aufführung angenommen worden. — "Der schöne Arno," das letzte Lustspiel des verstorbenen Carl Laufs, das er in Gemeinschaft mit Paul Sirschberger geschrieben hat, wird am 10. November zum erstenmal am Wiesbadener Residenz-Theater aufgeführt werden. — Der Direktor der Krakauer Kunstschule, Julian Galat, wurde zum Direktor der Kunstakademie in Krakau ernannt. — Auf der Strecke Paris-Calais sind Versuche mit einer neuen Lokomotive angestellt worden, die mit einer Schnelligkeit von 100 Kilometer in der Stunde fährt. Gleichzeitig fanden Versuche mit einer neuen Bremse statt, die es ermöglicht, einen Schnellzug augenblicklich ohne Stund zum Stehen zu bringen. — Die Zahl der Automobilen in Berlin wird gegenwärtig auf 3000 geschätzt. — t. Eine neuartige Straßenbeleuchtung wird die Stadt Petersburg in Süd-Australien erhalten, nämlich mit Holzgas, das für die Beleuchtung öffentlicher Gebäude bereits mit großem Erfolg angewandt wurde. Die Kosten des eine ausgezeichnete Leuchtkraft besitzenden Gases sollen 5 M. für 1000 Kubfuß betragen. Es wird aus jeder Art von Holz durch starke Erhitzung gewonnen und die Kosten des Holzes werden durch die Verwertung der aus dem Ofen kommenden Holzstöße sowie des Holzsaftes und des Teers gedeckt. —